

austilgbaren Dokumente ihrer eruptiven Tätigkeit deponierte, in dem ursprünglichen Schöpfungsplan gelegen war, wage ich nicht zu ermeslen. Man nahm sie jedenfalls als eine vertraute Amtsgewohnheit in Kauf, deren unliebame Begleitererscheinungen sein mit verwandter Eigenart behafteter einarmiger Amtsvorgänger Geßler in genialer Weise auszugleichen wußte. Wenn sich nämlich beim Korrigieren der Schülerarbeiten die seinem Gesichtsvorsprung entweichenden, vom Schnupftabak tief braun gefärbten Tröpfchen mit geschwelliger Fallgeschwindigkeit unaufhaltsam auf die tadellosen Kunstblätter herabsenkten, dann griff Geßler zwecks Austilgung ihrer Spuren zur Kaffeefauce und überzog die ganze Zeichnung mit einer gleichgefärbten Lasur. „Aus der Not eine Tugend machen“, nannte das Federle in Fällen verwandter Behelfsnotwendigkeiten.

Geßler unterrichtete auch am Gymnasium, was ihm mittelbar zu einer gewissen Berühmtheit verhalf; denn hier fand er Gelegenheit, dem jungen Anselm Feuerbach die ersten Unterweisungen in der Handfertigkeit seiner Kunst zu erteilen. Über sein eigenes Œuvre geben uns dagegen die Annalen der Kunstgeschichte so wenig Auskunft wie über dasjenige Federles.

Betrachtungen solcher Art waren es jedoch nicht, welche die Person des letzteren bei meiner Berufswahl in den Gedankenkreis der Zukunftspläne meines Vaters zogen. Diese galten vielmehr in erster Linie der Amtsstellung, ihrem Inhaber aber nur insoweit, als dessen Altersstufe bei allen aufrichtigen Wünschen für sein weiteres Wohlergehen, doch damit rechnen ließ, daß der Augenblick nicht allzufern, da Federle, so oder so, die Bürde seines Amtes der Schulbehörde zurückgeben und jüngeren Schultern zu tragen überlassen würde. Ein paar Jährlein würde er ja sicher immerhin noch aushalten, und bis dahin — so kalkulierte nämlich mein guter Vater — konnte die künstlerische Ausbildung des Sohnes füglich soweit zum Abschluß gelangt sein, daß dieser mit bester Aussicht auf Erfolg als Bewerber um den frei gewordenen schönen Posten aufzutreten vermöchte. Fraglose Begabung, ein Bürgersohn, zugleich Sohn eines im Dienste ergrauten städtischen Beamten — da konnte es nicht fehlgehen. Damit war also die schwierige Existenzfrage im voraus aufs Beste gelöst und keineswegs zu befürchten, daß einmal der Bettelsack an der Wand verzweifelt, wenn der Sohn auf die Künstlerlaufbahn gewiesen würde; denn — und das ist die Hauptsache — mit dem Amt des Zeichenlehrers an der städtischen höheren Bürgerschule zu Freiburg war damals das verlockende Höchstgehalt von 1200 fl. verknüpft — sage und schreibe zwölfhundert Gulden, der Gulden zu sechzig Kreuzer, der Kreuzer zu nicht ganz drei Pfennig deutscher Reichswährung.

Daß mein Vater mit seinem Jüngsten userlose Pläne verfolgte, wird man ihm also zum mindesten nicht vorwerfen können. Andererseits waren dieselben, im Rahmen ihrer Zeit betrachtet, aber auch keineswegs so einfältig, wie sie uns im Lichte gegenwärtiger Verhältnisse anmuten mögen. Hatte doch der Vater zu gleicher Zeit in leitender Stellung als städtischer Baubeamter kaum höhere Bezüge und etwa anderthalb Jahrzehnte zuvor sogar nicht viel über ein Drittel als immerhin auskömmliches Gehalt. Was wird demgegen-

über heute einem angehenden Lehramtspraktikanten an der Staatskrippe geboten? Zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben, vorausgesetzt, daß man das staatlich gezüchtete Produkt, nachdem es ausgewachsen, nicht kurzerhand zu dem längst über Gebühr angehäuften sonstigen Bildungsproletariat auf die Straße wirft.

Das war also der väterliche Gedankengang, in dem sich scharf die noch unsagbar kleinbürgerlichen Verhältnisse von Ort und Zeit widerspiegeln, von deren anspruchsloser Dürftigkeit die im Glanze der gewaltigen Errungenschaften von 1870/71 aufgewachsene Generation kaum eine richtige Vorstellung besitzt, sich darum aber auch nicht genügend Rechenschaft darüber zu geben versucht, ob alles Gewonnene auch als schätzenswerter Gewinn verbucht werden darf.

Auf dem gesättigten Boden des ungeahnten wirtschaftlichen Aufschwunges, den das rastlos vorwärts strebende geeinte Volk in kurzer Zeitspanne erfahren, ist naturgemäß auch allerlei, unsere Kulturentwicklung schädigendes Unkraut üppig emporgeschossen. Eitler, flitterhafter Talmiglanz hat nach oben und unten vielfach die gesunde Wertschätzung einfacher, aber gehaltvoller Gediegenheit verdrängt, parvenühaftes, widerliches Prokentum hat sich als vermeintliche Vornehmheit breit gemacht, und man braucht deshalb angeichts der eingetretenen Urteilsverwirrung noch lange nicht in das grämliche Altejungferngewäch von der entschwindenen guten alten Zeit einzustimmen, wenn man der Ansicht huldigt, daß ein bißchen von der harten Genügsamkeit, dem nüchternen Sinn und der würzlosen Hausmannskost der Väter für die Gesundheit und Leistungsfähigkeit ihrer mächtig emporgekommenen Söhne und Enkel keineswegs von Schaden wäre. In manchem wäre weniger sicherlich mehr gewesen.

Und dann die Kunst. Ich denke dabei nicht an die hirtverbrannten Erzeugnisse modernster Richtungen, die im Kubismus ihren unüberbietbaren Kulminationspunkt haben, wobei man sich stets vor die Frage gestellt sieht, ob es sich um wohlwogene Spekulation auf die geistige Beschränktheit anderer oder hochgradige Gehirnerweichung handelt, und ob diese mehr bei den Schöpfern solch unsterblicher Werke sogenannter Kunst oder bei deren ernsthaften Betrachtern diagnostiziert werden muß. Ich denke vielmehr nur an jene Art von Kunst, die ihren Anspruch auf diesen Namen durch die Dokumentierung offenkundigen Könnens erweist.

Da hat sich mir nun dieser Tage ein Vergleich aufgedrängt, wie er, den gewaltigen Wandel auch auf diesem Gebiet beleuchtend, drahtischer kaum gefunden werden könnte. Rein zufällig kam mir nämlich, nachdem ich kurz zuvor einen Jahrgang des Simplicissimus aus der Hand gelegt, ein neuer Abreißkalender zu Gesicht, dessen Blätter mit einer wahllosen Blütenlese Ludwig Richterscher Kunst geschmückt waren, wirklicher Kunst, da wie dort, und doch welche schreiende Gegensätze, gleich schroff in der Art des Gedankenkreises wie in jener des Ausdrucks.

Diese in dem angezogenen Fall allerdings besonders ausgeprägte Wesensverschiedenheit des künstlerischen Schaffens kommt aber im allgemeinen auch in dem gebräuchlichen Deranlagungsmaßstab von damals und heute zum Ausdruck.

Das Kriterium wahrer Kunst hat Albrecht Dürer in zwei sich gegenseitig ergänzenden treffenden Ausprüchen